

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 200 (1921)

Artikel: Blumenluft : Original-Novelle
Autor: Hardung, Victor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374624>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

heranziehen, von woher er nur will, alle Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Technik liegen offen vor ihm, Beiträge, Bilder strömen ihm zu in so reichlichem Maße, daß oft die Auswahl schwer sein muß. Daraus erwächst ihm aber auch eine Pflicht. Der Kalender ist immer noch, wenn auch nicht mehr in dem Maße wie früher, so recht eigentlich das Volksbuch, das in tausenden von Häusern am meisten gelesen und immer wieder gelesen wird von Alt und Jung. Darum muß er sich selber alle Mühe geben, das auch zu sein, ein gutes, wahrhaft be-

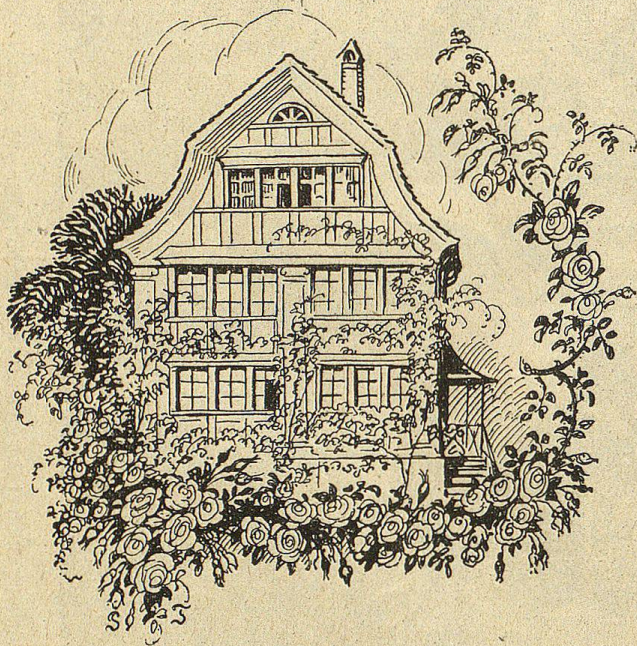
lehrendes und bildendes Volksbuch. Unser zweihundertjähriger Appenzeller Kalender und Hausfreund, ist in dieser Beziehung auf guten Wegen, daß er es immer noch mehr werde, das wünschen wir ihm zum Schluß des zweiten und zum Antritt des dritten Jahrhunderts von Herzen mit dem Worte, das Johannes Tobler dem ersten Jahrgang vorsetzte:

Wohl dem Menschen, der Weisheit findet, und dem Manne, der Verstand bekommt.

S. Schlatter.

Blumenlust.

Original-Novelle von Victor Hardung.



In einem wohlhabenden Dorf im Hügellande über dem See hatte ich nach einer Wanderung für einige Tage Rast gemacht. Vergangene Zeiten hatten es als Kurort geschätzt — davon zeugten farbige Stiche, die man noch überall in den Wirtschaften als Wand-schmuck fand: sorglich bis ins kleinste ausgeführte Bildlein vom Markte, wo sich nacktfüßige Buben mit Seifen, geschmeidige Mädchen in der Landestracht, reich gewandete Damen und Herren mit dem Milchbecher in der Hand, durcheinander hummelten. Sinn für Farbe und Form hatte das Böldlein, das dort wohnte. Eine fröhliche Handwerkskunst, befruchtet von der Fremde und doch heimisch in jedem Werke, hatte Häuser geschaffen, die den schönsten Giebel zum Marktplatz kehrten — keines ganz dem anderen gleich, alle aber klar und schlicht gegliedert, zierlich und doch nicht spielerisch getrönt, hell ge-

strichen und mit Sorgfalt so frisch erhalten, als habe das Holz nicht schon ein Jahrhundert und länger Wind und Wetter widerstehn müssen.

Auch die nahe Umgebung des Dorfes hatte noch derartige Bauten aus guten Tagen, und als mich einmal auf einem Spaziergange ein Gewitterregen überraschte, suchte ich für eine Weile Schutz auf der überdachten Treppe eines solchen Hauses, das aus einem üppig grünen Garten hervorsprosserte und von einer ganzen Girlande von Rosen in allen Farben umblüht war. Und während ich so stand und wartete, der Regen rauschte, Wiesen und Bäche dampften und ein heimliches Jauchzen von Quellen aus allen Tiefen drängte, las ich auf einem blanken Messingschildchen als Namen des Bewohners den eines Malers, von dem ich eine Radierung besaß, die ich vor einiger Zeit in einer Ausstellung erworben. Das schlichte Blatt hatte es mir angetan. Ein Mädchen war darauf zu schauen, das aus tiefen Schatten ins Licht hinein tanzte, und aus denselben Schatten griff der Tod nach dem Kranz in seinen Locken. Blumenlust war es benannt.

Ich hob den Klopfer — es war ein rosenumwundenes Hämmerlein, das auf ein Herz aufschlug. Zitternd verging der Klang in dem Hause und unter diesem Nachhall stieg mir die Scham über meine Zudringlichkeit heiß in die Augen. Doch es war geschehen: ein Niegel wurde gerückt und ich stand vor einem schlanken, weißbärtigen Herrn, der mich mit scharfen und doch guten Augen musterte:

„Entschuldigen Sie,“ hat ich, „der Regen hat mich hier unter das Vordach getrieben und da las ich Ihren Namen, der mir durch ein Blatt in meinem Besitze — Blumenlust heißt es — lieb geworden. Und da konnt ich der Versuchung nicht widerstehn, dem Meister Dank sagen zu wollen.“

„Sie müssen sich nicht entschuldigen,“ wehrte der Maler mit einer warmen Stimme. „Es tut mir

immer wohl zu vernehmen, daß man mit einer Gabe erfreuen könnte. Nur zu oft bleibt das dem Spender verschwiegen. Sie treffen mich in einer Mußestunde und wenn Sie bei mir und einem Glase Wein das Gewitter abwarten wollen . . .“

Der Maler hatte eine Türe geöffnet und hieß mich eintreten. Das Zimmer ging mit einer ganzen Flucht kleiner Fenster auf den Garten; bis zur Decke, die mit einem zarten leicht farbig getönten Stückgewinde geschmückt war, stieg das helle Gefäßer und leichte Eichenmöbel mit vergoldeten Beschlägen schickten sich gut zu einem stattlichen Ofen aus weißen, blau bemalten Kacheln. Ueber einem kleinen Sofa von grünem Leder hing das Brustbild eines Mädchens von erlesener Schönheit. Die goldbraunen Locken leuchteten, die großen blauen Augen strahlten und der kleine Mund war leicht geschürzt, wie zu einer mutwilligen Neckerei.

„Das Urbild zu dem Blatte, das auch Sie besitzen,“ belehrte mich der Maler: „Meine Frau. Raum ein Jahr lang hab ich sie besessen.“

„Sie ist jung dahingegangen?“ fragte ich erschüttert.

„Ja“, erzählte der Meister, „so etwas lebt und muß auch sterben — Blumenlust“.

Mein Gastgeber hatte eine Flasche duftenden Weines entorkt, die Gläser gefüllt, ein paar lange weiße Tonnpfeifen gestopft und dann saßen wir bechernd und rauchend einander gegenüber, indes draußen die Wolken trieben, grüne Schatten über weißgraue Nebel dahinstoben und von dem blaugoldenen Feuer der Blitze die Wälder auf den Hügeln für Augenblicke in Flammen standen, um dann wieder in der Finsternis eines dunklen Himmels zu verblaffen und zu vergehn.

„Ich hatte schwere Jahre hinter mir,“ erzählte mein Gastgeber, „meist in der Hauptstadt unseres Landes verlebt, als ich mir eines Tages sagen durfte, daß ich mein Auskommen als Porträtmaler habe. Der letzte einer Familie, die aus dem Orte stammt, wo wir jetzt weilen, aber seit etlichen Generationen verschlagen, hatte es mich bisweilen gelüftet, etliche Ferientage in dieser alten Heimat zu verleben und dieses Haus hatte es mir immer angetan. Bei einem Gewitter, ähnlich dem heutigen, hatte ich da auf einmal untergestanden und seither war es mir nicht mehr aus dem Sinn gekommen. Ich träumte von seinen Rosen, und als ich wieder einmal zu Besuch in dem Dorfe weilte, willens, mich dort seßhaft zu machen und die Tage, da ich nicht im Lande herum meine Porträts zu malen hatte, in dieser Heimat meines Geschlechtes zu verleben, traf ich mit einem jungen reichen Herrn zusammen, der auch als Gast in derselben Herberge wohnte und sich als Besitzer des Hauses zur Blumenlust —

so hieß es — auswies. Ihm war es vor etlichen Jahren durch Erbschaft zu eigen geworden und da er im Ausland eine Fabrik betrieb, so war er froh gewesen, als sich ein Fräulein als stille sorgliche Mieterin für das Anwesen gefunden. Die Miete hab er billig bemessen, weit unter dem Briefzins — denn das Haus hab es ihm selber angetan gehabt und er sei davor zurückgeschent, es einer lauten zahlreichen Familie auszuliefern. Wenn ich es erwerben möge . . . Er sei an seine Fabrik gebunden und hab eine halbe Stunde Bahnfahrt davon ein Sommerhaus, komme also kaum je in die Lage, die Blumenlust selber zu bewohnen. Er wolle mir den Besitz um die Hypotheken lassen — Bargeld brauche ich also keinen Klappen aufzubringen. Ihm werde eine Bank diese Gülten schon abnehmen und so sei er dann der allerdings bescheidenen Mühe überhoben, sich in Zukunft um das für ihn doch abgelegene Anwesen kümmern zu müssen.

Ich ließ mich gerne bereden und mir an einem guten Nachmittage das Haus vom Keller bis zum Firste zeigen. Ein Fräulein, die Bewohnerin öffnete uns — angetan wie eine der Welt abgekehrte Nonne, das Haar völlig unter einer steifen Haube verborgen, die Stirne tief beschattet, den Hals bis zum Kinn herauf von dem Kragen bedeckt. Als ihm der Besitzer unser Anliegen kündete, ward es für einen Augenblick blaß bis in die Lippen und zitterte, faßte sich aber bald wieder und führte uns geduldig treppauf und treppab durch alle Räume, die mit den lichten schönen Eichenmöbeln ausgestattet waren, wie Sie solche hier sehen. Auch eine helle Werkstatt gab's im Hause, wie geschaffen für die Arbeit eines Malers, und auf einem Tischchen lagen dort Entwürfe und Zeichnungen zu Schmucksachen.

„Ich arbeite für eine Fabrik kunstgewerblicher Erzeugnisse“, belehrte mich das Fräulein mit einem matten Lächeln, als ich den Fachmann nicht verleugnen konnte und die Blätter zudringlich musterte. „Etwas muß man tun, um leben zu können.“

„Wenn uns diese Arbeit nur befriedigt — dann ist alles gut“, meinte ich, „davon weiß ich zu sagen.“

Ein Schlafzimmer im ersten Stock war mit zwei Betten ausgestattet — es schien aber unbenuzt geblieben zu sein, wie es vom Schreiner gekommen. Dafür gab es im Dachstocke eine geräumige Kammer mit einem bemalten Bett, worauf ich den Spruch las:

Gott wolle uns in Güten
Vor Sünd und Schuld behüten
Und laß uns nicht allein
Auf dieser Erde seyn.

Zwei vorzüglich gemalte Bilder zierten dieses Zimmer: das einer stolzen, von Lebensfreude strahlenden Frau und das eines seraphisch schönen Kindes, eines Mädchens von etwa sechs Jahren. Ich

las den Namen eines verstorbenen Meisters des Bildnisses und das Fräulein belehrte mich: Die Stücke sind zur selben Zeit gemalt. Die Frau ist meine bald danach verstorbene Mutter.

„Und das Kind,“ forschte ich. „Muß das eine Schönheit geworden sein!“

„Das Kind?“ wiederholte das Fräulein und ein heißes Rot kam und ging in dem Gesichte. „Ich bins gewesen. Gewesen . . .“

Das Fräulein, so erzählte mir der Besitzer des Hauses auf dem Rückwege sei, nach dem was man ihm alles erzählt, die Tochter eines Industriellen, der in späteren Jahren unglücklich spekuliert habe und daran gestorben sei. Man wolle wissen, daß es früh verlobt gewesen, daß aber kurz vor der Hochzeit das Verhältnis in die Brüche gegangen sei. Als er das Haus geerbt, hab er es ausgebaut gehabt und da hab sich die derzeitige Inassin als erste gemeldet. Er muß ihr rühmend nachsagen, daß sie aufs beste für das Anwesen gesorgt.

Wir kamen überein, sobald wie möglich den Kaufvertrag vor dem Amt zu schließen, und aus den Papieren, die dort auflagen — erfuhren wir, daß einer meines Namens das Haus vor hundert und etlichen Jahren erbaut hatte. Mein Urgroßvater war's gewesen und mich dünkte, der hab an seinen spätern Nachfahren gedacht und ihm das schönste Erbe sichern mögen. Ich bekam einen Bund Schlüssel von dem Verkäufer, der noch sein Geschäft bei der Bank abschloß und dann hinreiste. Dieses Zeichen des Besitzes machte mich besonderbar froh und ich konnte mir es nicht versagen, an einem späten Nachmittage das Haus aufzusuchen und es eigenmächtig ohne den Klopfer zu rühren, aufzuschließen. Und als ich auf den Gang getreten war, stand ich unversehens dem schönsten Mädchen gegenüber, dem vollendeten Bilde dessen, was das seraphische Kind auf dem Gemälde versprochen. Die goldschimmernden Locken hatte es mit einer blauen Schleife aufgebunden, ein leicht fließendes Kleid ließ Hals und Arme frei und die großen Augen standen wie Sterne in dem edlen Gesichte, das von den zartesten Farben leuchtete.

„Ich habe — für heute — nicht mehr auf Besuch gerechnet,“ stotterte das Fräulein. „Sonst . . .“

„Sie entschuldigen — ich komm' aus der Werkstatt und zur Arbeit hat ich es mir bequem gemacht,“ fuhr es verlegen fort, als ich es wortlos anstarrte.

„Ja — Sie sind jenes Kind auf dem Bilde.“ Das war alles, was ich endlich hervorbrachte. „Verzeihen Sie, Fräulein.“

„Sie sind jetzt der Herr des Hauses,“ lehnte es meine Entschuldigung ab. „Und Sie wollen mir wohl sagen, wann ich ausziehen muß.“

Ausziehen? Mir war der Gedanke daran nicht gekommen, daß mir das Fräulein Platz machen, daß ich in seinen Augen ein unerbetener Eindringling sein mußte. Ausziehen?

„Haben Sie schon Möbel,“ forschte das Mädchen weiter.

„Möbel.“ erstaunte ich. „Wahrhaftig, die muß ich auch noch besorgen. Eine Werkstatt mag ich schon ausstatten können, mit dem, was ich so habe, alles andere aber . . . So macht man sich neue Sorgen, wenn man glaubt, die alten abgetan zu haben.“

„Vielleicht . . .“ Das Fräulein zögerte und so wiederholte ich: „Vielleicht . . .“

„Mich dünkt,“ meinte es, „wie ich's hier eingerichtet habe, stehe alles an seinem rechten Platze. Und da ich voraussichtlich nicht mehr im Lande bleiben werde — ich habe noch überseeische Verwandte — wie wäre es, wenn Sie mir die ganze Einrichtung abnehmen? Auf meine Hochzeit hin sind alle diese Möbel von einem tüchtigen Meister gefertigt worden — rechte Handarbeit — und als nichts daraus ward, hab ich sie mitgenommen. Das Schlafzimmer im ersten Stock ist noch nie bewohnt gewesen, das meiste Leinen in den Schränken noch nicht gebraucht worden. Ich will nur meine Leibwäsche mitnehmen.“

„Und die Bilder?“ wollte ich wissen.

„Bilder? welche Bilder?“ forschte die Schöne.

„Die beiden Meisterstücke. Das Bild von Ihrer Mutter und das Ihrige. Wollten Sie mir nur gestatten, sie zu kopieren?“ bat ich.

„Wenn Sie mir versprechen, sie zu lassen, wo sie sind, sie nicht zu veräußern, so lang Sie hier wohnen,“ sann das Fräulein.

„Diese Bilder möchten Heimweh fühlen, wenn ich sie mit über's Meer schleppte. Ich geb' sie drein, wenn Sie die Möbel übernehmen — unter jenem Versprechen.“

„Gut, Fräulein,“ dankte ich. „So übernehme ich denn alles, was Ihnen feil ist zu dem Preise, den Sie selber dafür gezahlt haben und die Bilder will ich in Ehren halten, so lange als ich lebe.“

Im Herbst hielt ich meinen Einzug in das Haus des Urgroßvaters und fand alles aufs beste im Stand. Die Zimmer glänzten von Sauberkeit und der gepflegte Garten war ein kleines Paradies. Mein Frühstück bereitete ich mir selber, bisweilen auch einen Abendimbiß, wenn es mich nicht lockte, ihn in dem guten Wirtshause, wo man sich willig um mein Mittagsmahl kümmerte, einzunehmen. Eine wackere Aufwärterin hielt die Zimmer in Ordnung und ich sorgte selber dafür, daß alles aufgeräumt blieb und auch nicht die Spur einer Zigeunerwirtschaft, wie man sie oft bei Leuten unseres Handwerks voraussetzt, zu merken war. Das Fräulein hatte ich noch einmal gesehen, als ich mit ihm ab-

rechnete. Es ging wieder in seiner Nonnentracht und wollte die Monate bis nach Weihnachten in einem kleinen Bad in der Nähe verleben. Ich hatte ihm etliche Schlüssel vom Hause mit der Bitte aufgedrängt für eine Reihe von Wochen, da ich auswärts zu porträtieren habe, bisweilen einen Blick hinein zu tun. Seine Kammer bleibe, wie sie gewesen, immer für den Besitz der alten Herrin gerüstet.

So ward es Winter und zum ersten Mal in meinem Leben sollte ich Weihnachten in meinem eigenen Hause feiern können. Ich hatte für das Fest reichlich vorgesorgt, aus der

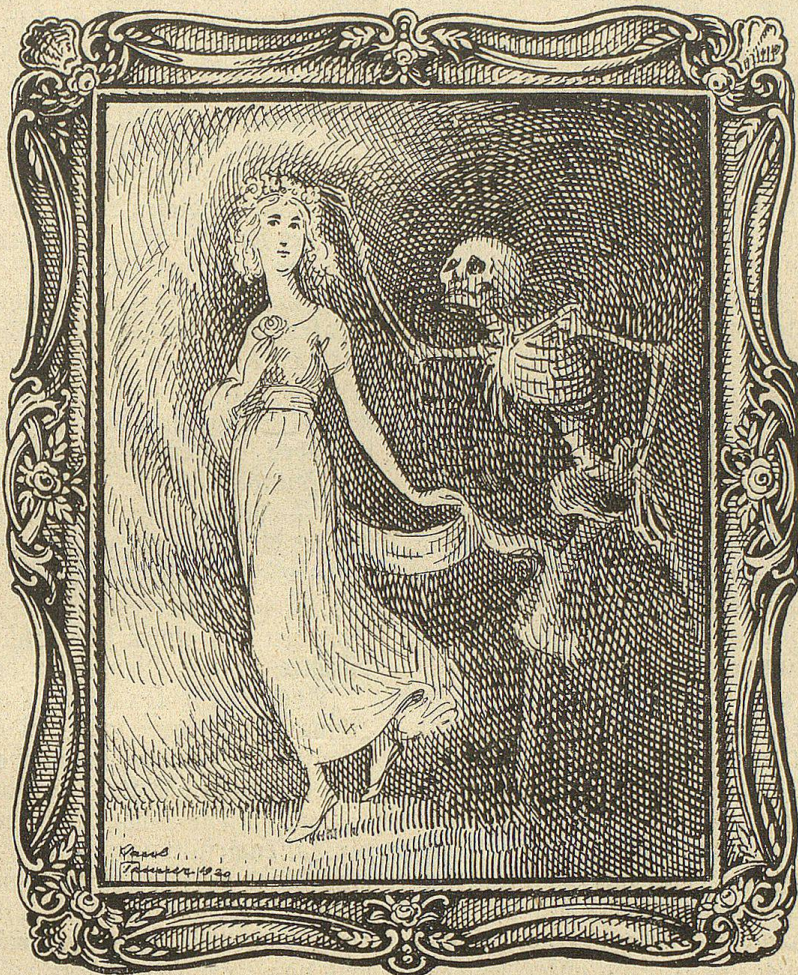
Großstadt seine Kost mitgebracht, ein Bäumlein geschmückt, einen edlen Wein im Keller gelagert und die schönsten Äpfel und Birnen des Jahres auf durchbrochenem alten Steinzeug aufgetürmt. Der Kachelofen war der eifrigste Wärmespende und in dieser Traulichkeit empfand ich, der ich geglaubt hatte,

Einsamkeit als einen Gewinn schätzen zu sollen, ein Verlangen nach einem Menschen, der sich mitfreuen möchte an diesem Behagen und das Mädchen war meiner Seele nahe, das in diesem Hause gelebt hatte. Der Duft seiner jungen Schönheit war noch in allen Räumen. Und als ich nach einem langen Mittagessen und einem Spaziergange in der Wintersonne am Spätnachmittage heimkehrte, war mir, das ganze Haus traure dem Mädchen nach und habe vergebens für diesen Festtag seine Heimkehr erwartet. Lange saß ich so im Zwielichte, fuhr spät aus einem Halbschlaf auf, den ich einem Glase über das gewöhnliche Maß beim Mittagstisch zu verdanken gehabt haben mußte und vernahm in diesem Augenblicke deutlich, wie die Kellertüre vorsichtig geöffnet ward und ein leiser Schritt

die Treppe zum Oberstock suchte. Vom Garten aus leiteten einige Stufen zum Keller hinunter und auf diesem Wege mußte der Eindringling in das Haus gekommen sein. Ich klinkte geräuschlos die Zimmertüre auf und sah durch einen Spalt auf die Treppe, die im Lichte des ersten Mondes lag und darauf ein Frauenzimmer in einem langen Mantel und mit einer Reisetasche verschwinden. Im Dachstocke ging

eine Türe und vorsichtig stieg ich dem geheimnisvollen Besuche nach. Da ward die Kammer des Fräuleins geöffnet. Durch einen Spalt schob sich ein Arm und legte vor die Türe einen Zinnteller mit einem Brieflein nieder. Aus dem Schatten, wo ich stand, sah ich vom Licht aus der Kammer her beglänzt für etliche Augenblicke das schöne Haupt des Fräuleins, frei von der entstellenden Kapuze. Dann ward der Kiegel gerückt und während ich einen Seufzer und leises Schluchzen zu vernehmen glaubte, griff ich nach dem Teller mit dem Briefe, trat damit in eine für ein Dienst-

mädchen vorgesehene Kammer, ließ das Licht aufflammern und las meine eigene Adresse. Und in dem Schreiben, das ich hervorzerre, stand: Ich Anna Terstegen bin am Weihnachtsabend heimlich in das Haus zur Blumenlust geschlichen, um in dem Bette, das mir einst mein Vater geschenkt, zu sterben. Ich habe vergebens Heimat auf Erden gesucht, hab sie nicht in dem Lande gefunden, wo ich geboren wurde, und schrecke davor zurück, sie jenseits des Meeres zu suchen. Auf der Bank hab ich zehntausend Franken liegen. Davon soll man mir einen Grabstein setzen mit einem Mädchen, das aus dem Schatten heraus ins Licht tanzen möchte und dem der Tod aus demselben Schatten heraus den Kranz aus den Locken



streift. Blumenlust. Was dann noch übrig bleibt, möge man armen Wöchnerinnen zuwenden.

Der Herr des Hauses, wo ich mich zum Sterben lege, möge mir verzeihen, wenn ich ihm Ungelegenheiten machen sollte. Aber er ist mir immerhin eine Genugthuung schuldig — ohne seinen Kauf hätte ich vielleicht noch einige Jahre in dem Hause leben können, in dem ich mir eine Heimat geträumt hatte. Ich zürne ihm nicht und sage ihm ein letztes Lebewohl.

Lebe wohl! Mit einem Stöhnen hatte ich mich wider die Kammertüre geworfen, den Riegel gesprengt und stand vor dem Mädchen, das halb ausgekleidet am Bette lehnte und ein weißes Kleid, das über einen Stuhl gebreitet lag, zurückstrich. Auf dem Nachttische stand ein Glas Wasser und daneben ein Fläschlein mit einer schillernden Flüssigkeit, das hatte ich gepackt, das Fenster aufgerissen und die Pistolet mit weitem Schwunge hinausgeworfen. „So, Fräulein“ wandte ich mich an das Mädchen, das mich mit entsezten Augen ohne ein Wort zu sprechen, anstarrte. „Ich bin noch zur rechten Zeit gekommen, um Sie vor ewigem Unheil zu bewahren. Wie können Sie Gott ins Gesicht schlagen und Ihr schönes junges Leben — das edelsie Geschenk — so schmählich wegwerfen wollen?“

Gott! Das Mädchen lachte schrill auf: „Was wissen Sie von dem und mir? Der will gar nicht, daß ich lebe! Der will nicht! Geh'n Sie!“ schrie es mich an, suchte mit irren Blicken das Fenster und war mit einem Satz an der Brüstung, um sich hinabzustürzen. Aber ich hatte es mit starken Armen gepackt, auf das Bett geworfen und zugedeckt. Und während es mich mit heißen Augen anstarrte, murrte ich: „Nicht ich bin Schuld, wenn uns einer von draußen geseh'n hat und das Dorf morgen von unserem galanten Abenteuer voll ist. Solchen Geschichten bin ich aus angeborenem Keulichkeitsgefühl immer aus dem Wege geblieben und ich denke, Sie sind es auch. Dennoch — hat uns einer geschaut in dem heilen Fenster, so ist Ihr guter Ruf für immer dahin, für immer. Es sei denn . . .“

Dem Mädchen waren plötzlich die Tränen in die Augen geschossen. Es sei denn, flüsterte es.

„Das will ich Ihnen sagen, wann Sie wieder zur Vernunft gekommen sind. Versprechen Sie mir, sich kein Leids unter diesem Dache anzutun, so lasse ich Sie für eine Viertelstunde allein. Und bei einer Tasse Tee im Wohnzimmer wollen wir dann austüfteln, was wir tun müssen, um Ihre Unbesonnenheit wieder gut zu machen.“

Das Mädchen hatte mir schwach die Hand gedrückt, und ich war hinuntergegangen, hatte die Teemaschine angezündet, meine Leckereien aufgetürmt und eine Flasche Champagner bereit gestellt.

Von gelben Rosen und weißem Flieder, die mir der Gärtner zum Feste besorgt hatte, dufteten dicke Sträuße und das gedämpfte Licht der Lampe verging hinter dem Tische in goldenen Schatten.

Und dann kam sie, die Schöne, wie ich sie wohl geträumt. Ein weißes Kleid schmückte sie, die Locken hielt ein goldener Reif mit funkelnden Steinen, Hals und Arme leuchteten wie Elfenbein und die Brust schimmerte aus dem Schnee der Spizen, wie ein blütenumsäumter Hügel in der ersten Morgenröte.

„So — in meinem Brautstaate hätte man mich ins Grab legen sollen,“ flüsterte das Mädchen. „Ob Sie gut daran getan haben, mir zu wehren? Ach, ich habe schon alle Todesfürchte überwunden — und jetzt muß ich diesen Kampf noch einmal besteh'n. Und der ist schwer — so schwer . . .“

Wenn die Natur Ihnen diesen Kampf aufzwingt. Nicht so. Wie Sie sind — nicht anders — sind Sie berufen, zu begnaden und zu beglücken. Sie wollen aus der Welt geh'n, ohne die süßeste Freude gegeben und empfangen zu haben. Ihre holde Pflicht wollen Sie nicht üben, Ihr zärtliches Recht ver schmäh'en. Lassen Sie uns essen und trinken und der Stunde froh sein, da wir noch leben. Kommen Sie — denken Sie, für diesen Abend seien Sie wieder die Hausfrau an diesem Herde und bewirten einen müden Gast.“

„Ich habe niemals Gäste gehabt,“ wehrte das Mädchen mit einem schwermütigen Lächeln. „Und so hätte ich auch Niemanden bewirten können.“

„Aber Sie fehlen diesem Hause,“ antwortete ich. „Eine Magd kann man bei einem solchen Kaufe allenfalls mit übernehmen, aber eine Herrin? Das ist leider nicht des Landes Brauch.“

Herrin! Die Schöne hatte mit schlanken Händen die Tassen gefüllt und seufzte: „Man sollte auch wie eine Magd ausschau'n, wenn man nur Magddienste zu verrichten versteht. Ein bißchen Stehhaberkunst hat mir durchs Leben helfen müssen — das ist alles, was von einer Herrin bleibt. Ja, ich bin im Wohlstand aufgewachsen. Da starb meine schöne Mutter und mein Vater, heiratete aufs Neue und brachte damit das Unheil ins Haus. Ich war wohl meiner Stiefmutter, die nur Neußerlichkeiten, Bergnügungen und Gesellschaften liebte und überall glänzen mußte, zu hübsch. Sie haßte mich vom ersten Tage an, wenn sie sich auch glatt und schmeichlerisch gebardete. Als ich stebzehn Jahre alt war, kam oft ein entfernter Verwandter aus ihrer Sippe, der in der Stadt ein Amt als Konzertmeister angetreten hatte, ins Haus. Der machte mir den Hof und ich weiß heute, daß ich nie etwas für ihn empfunden. Da ich aber heimlich einsam war, so glaubte ich damals doch mich freuen zu sollen, daß mir ein Herz nahe

sein wolle. Meine Stiefmutter begünstigte diese Bewerbung offenkundig und so ward unsere Hochzeit gerichtet. Kurz vor dem entscheidenden Tage aber ward mir anonym — wahrscheinlich von einer verschmähten Geliebten — mitgeteilt, ich müsse doch auch wissen, was alle Welt sich zutuschle, daß meine Stiefmutter und mein Bräutigam das schamlofefte Verhältnis unterhalten. Nur um die bösen Mäuler zu stopfen, hätten sie Beide den diabolischen Plan ausgeheckt, mich zur Frau des Niederträchtigen zu machen.

Ich zeigte meinem Bräutigam den Brief und sah ihn blaß bis in die Lippen ob dieser Enthüllung werden. Ja, flehte er dann, sie, deine Stiefmutter hat mich bewogen, um dich zu werben. Aber heute, Mädchen — das schwöre ich Dir zu — bist Du mir mehr wert als tausend Weiber ihres Schlages. Dich liebe ich aufrichtig.

Und sie, meine Stiefmutter, höhnte ich, die lieben Sie auch, wenn auch unaufrichtig. Sie geben zu... Und in diesem Unrate soll ich leben? Nie und nimmer. Gehen Sie und sagen Sie, daß Sie unsere Verlobung gelöst hätten, mir ist es gleich. Aber gelöst ist sie, niemals hat sie bestanden. So gehen Sie doch.

Ich habe den Glenden nicht wieder gesehen. Denn am selben Tage noch flüchtete ich, brachte etliche Monate in einem kleinen Bade zu und schrieb dort her meinem Vater von unüberwindlicher Abneigung und dergleichen. Er tat, als glaube er mir und ließ mir auch meine Aussteuer zugehen — all die Möbel, die dieses Haus schmücken, das ich damals zu einem spottbilligen Zinse mieten konnte. Bald nachher ist der Vater gestorben, nachdem er sich noch von seinem verruchten Weibe getrennt. Man hatte mir so oft zugerant, daß ich schön sei und um in Ruhe zu leben, hab ich dann versucht, gleich einer Nonne einherzugehen. Bei aller Jugend und Sehnsucht! Ja, ich will's nicht leugnen. Sehnsucht! Meine Mutter war die fröhlichste Frau unter Gottes Sonne gewesen und ihr Lachen war immer, wie ein Jubel

über dieser Erde. Ich müßte nicht ihre Tochter sein, wenn ich nicht etwas von ihrem Erbe spürte. Und vielleicht ist meine größte Trauer immer die Sehnsucht nach der Freude gewesen.

Das ist meine Geschichte, und Sie begreifen, daß ich mich heimatlos und verlassen auf Erden fühle.

„Das ist vorbei,“ wandte ich ein und entzündete die Kerzen an dem Bäumlein. „Sie haben die Verhüllung abgelegt, um zu sterben und sollen ohne sie auferstehn und leben. Kommen Sie,“ bat ich, stand mit ihr unter dem Lichtfunkelnden Lännchen und hielt sie an der Hand gefaßt. „Es sei denn! Ja, es sei! Versprechen Sie mir...“

„Was?“ flüsterte die Schöne.

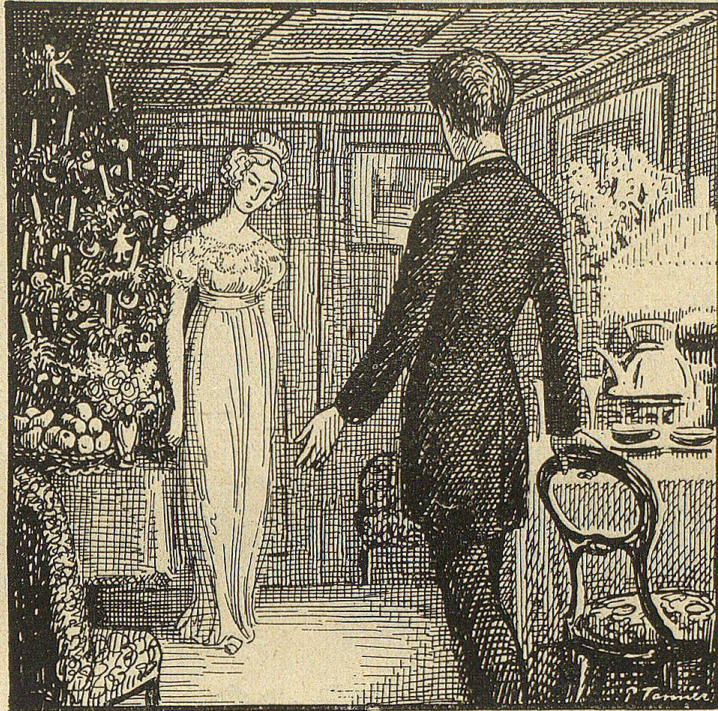
„Hier in diesem Hause zu bleiben!“

Das Mädchen hatte mir seinen Arm entzissen, war in einen Winkel geflüchtet, schlug die Hände vor's Gesicht und schluchzte: „Das durften Sie mir nicht antun das — in dieser Stunde — o Gott...“

Wimmernd war es auf einen Sessel ge-

sunken und ich konnte nicht anders, als es rauh anzufahren: „Diese Meinung haben Sie von mir, nach allem. Und dennoch: Sie bleiben hier, schreiben ein Telegramm an Ihre Pension, daß man sich nicht um Sie sorgen müsse — ich gebe es heute noch auf — Sie seien wieder Herrin des Hauses, das Sie besessen. Herrin! Und ich werde für diese Nacht in der Herberge wohnen, morgen früh unser Aufgebot bestellen und nachmittags in die Stadt fahren, wo ich eine Dame und ihren Gatten zu malen habe, denen es gleich ist, ob ich jetzt oder später einrücke. Unterdessen verwalten Sie hier Ihr altes Eigentum. Anna, liebste Anna, das ist mein Plan — und wenn Sie nein sagen... ich bin nicht schuld, daß Sie dann zwei Menschen, die es recht meinen, um ihr bißchen Glück auf dieser bitteren Erde bringen.“

„Bitter?“ Das Mädchen kniete mit einer leidenschaftlichen Bewegung auf dem Boden nieder und griff nach meinen Händen. „Sie mögen mich, wirklich und wahrhaftig als Ihre Frau? Sie?“



„Du, Du“ verbesserte ich und zog das schöne Kind an meine Brust.

„Du,“ wiederholte das Mädchen träumend.

„Weißt Du, ich habe irgendwo einen Aufsatz über Dich gelesen mit Abbildungen nach Werken Deiner Hand geziert und als ich von Deinen harten Jahren vernahm, da mocht ich Dir nicht mehr zürnen, daß Du Heimat gesucht, dieses Haus gekauft und mich daraus vertrieben hättest.“

„Vertrieben!“ warf ich ein. „Wärst Du nicht gekommen, Du hättest Dich gerächt und auch mich daraus vertrieben. Denn wer mag mit einem Schatten leben, wenn er weiß, daß das schönste Urbild noch auf Erden wandelt. Gott hat uns Beide diese Weihnacht gesegnet und über's Jahr feiern wir sie als alte Eheleute.“

Ueber's Jahr lag mein junges Weib totkrank darnieder. Nach einem heißen Tage hatte sie eines Abends, leicht gekleidet im Garten gefessen, von einem kalten Winde verfolgt, und auf meine Heimkehr von etlichen Sitzungen in der Hauptstadt gewartet. Seither war sie, die heitere, fröhliche, in der alle Freude der Mutter zu einem neuen, mich beseligenden Erbe erwacht war, öfters müde, mußte sich bisweilen bei Tage legen und der Arzt konnte nur kraftgebende Mittel verschreiben. Und dann um die Jahreswende ging sie mir davon. Ihre Arme

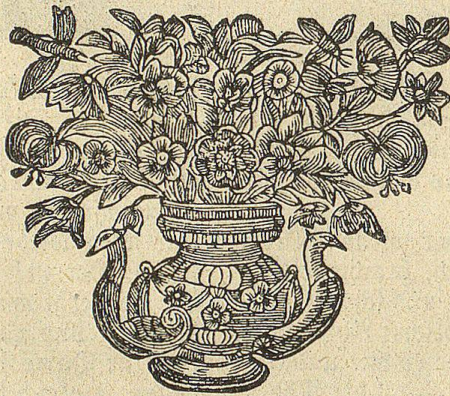
hielten mich umschlungen, während das Fieber sie schüttelte. Ich mußte sie immer wieder sanft lösen, um ihr die heißen Lippen zu neken. Und nur noch ein Wort war ihr geblieben, das zärtlichste und süßeste, wie sie es immer wieder hauchte: „Liebster, mein Liebster . . .“

Das Bild dort über dem Sofa zeigt meine Frau in den Tagen unseres jungen Glücks. Und dann hab ich sie gemalt, wie sie es einst geahnt: als ein Mädchen, das zum Tanz aus tiefem Schatten taucht und der Tod reckt seinen Arm hinter ihm her und zerrt ihm das Kränzlein von seinen Locken: Blumenlust. Ein Stich danach wird bisweilen gekauft und auch Sie haben den erworben.

„Man muß alles gute Glück teuer bezahlen, endete der Maler seine Erzählung, indes der Regen schwiug und das Abendgold in einer tiefen vollen Flut den Garten durchtränkte.“

Ich dankte ihm für seine Erzählung, sah noch einmal das Bild der schönen Frau über dem Sofa und stand dann, von meinem Gastgeber geleitet, im Garten. Der Gewitterwind hatte ungezählte Rosen zerpflückt und die duftenden Blütenblätter lagen in weichen Wölklein auf allen Wegen.

„Das ist so,“ meinte der Maler mit einem schwermütigen Lächeln. „Das Schönste auf dieser Erde — so geht es dahin. Blumenlust . . .“



(Nach einem Holzschnitt im Jahrgang 1831.)